

Briefkultur und Humanität

Dezember 2009, Friedrich Schorlemmer

Seit der Mensch überhaupt schreiben kann, hat er Briefe geschrieben. Im E-Mail-Zeitalter droht die Kultur des Briefe Schreibens zwar nicht zu verschwinden, aber doch geradezu bedenklich zu verkümmern. Seit es Schriftkultur gibt, gibt es Briefkultur: Briefe, die etwas mitteilen, zumeist aber weit über die bloße Mitteilung von Fakten hinausgehen. Briefe drücken etwas über die Beziehung zwischen Adressat und Absender aus. Sie klären Macht- und Liebesverhältnisse, Freundschafts- und Feindschaftsbeziehungen, sie stellen Forderungen, erheben Vorwürfe, bitten um Verzeihung, vermitteln Kenntnisse, enthalten Geständnisse. Sie sind Botschaften aus unserer kreatürlichen Einsamkeit, ein DU suchend, Verstehen erbittend, Vertrauen suchend.

Briefe eines Zeltmachers aus Tarsis wurden zentrale Texte der Heiligen Schrift der Christen. Der Brief des Propheten Jeremia an die Exilanten in Babylon enthielt ein ganzes Überlebensskript für das Volk in der Sklaverei: Auch wenn es schwer ist: „Suchet der Stadt Bestes wenn es ihr gut geht, geht es auch Euch gut“.

Aus dem Gefängnis herausgeschmuggelte Briefe wurden denen, die außerhalb des Gefängnisses lebten, zu unbeschreiblicher, aus existentieller Intensität kommender Stärkung - ob die Briefe Rosa Luxemburgs, Dietrich Bonhoeffers oder Václav Havels. Posthum herausgegebene Liebesbriefe geben tiefe Einsicht in das Leben großer Schriftsteller, deren Brüche und Aufbrüche, Liebesglück und Liebespein – ob Hölderlin, Kleist, Celan, Ingeborg Bachmann oder Maxi Wander.

Ein hinterlegter „Brief zur deutschen Einheit“ 1971 klärte, dass da noch viel zu klären war bei der sogenannten Normalisierung der Beziehungen zwischen den beiden voneinander geteilten deutschen Staaten im anhaltenden Kalten Krieg.

Diverse echte oder fiktive „Briefe an die Enkel“ drücken die Hoffnungen wie die Sorgen der Großväter aus, versuchen zu verdichten, was in Zukunft ansteht, welche Erfahrungen aus der Vergangenheit wichtig bleiben.

*Zur Jahrtausendwende 1999 schrieb ich einen
Brief an meine Enkel.*

*Ich denke an Eure Zukunft, während ich vor einer wunderbar wild
blühenden Wiese, abgeschieden auf einem Berge Umbriens, in der Sonne
sitze – und keine Ozonangst habe.*

*Ich genieße die Stille, lasse mich auf wundersame Weise durch das
unaufhörliche Zirpen der Zikaden beruhigen. Hier könnte ich alle
Besorgnisse ganz vergessen.*

Und ich möchte einfach, dass Ihr an solch wunderbarer Fülle des Lebens teilhaben und auch Euren Kindern noch davon geben könnt. Ihr werdet viel von dem, was wir versiegelt haben, wieder aufbrechen, damit wieder mehr Wiesen und nicht noch mehr Landepisten entstehen.

Wir sind im letzten Jahr dieses Jahrtausends wieder einmal in einem technologischen Rausch, wo sich die sogenannte Modernisierung von ethischen Fragen des Überlebens abkoppelt und die Gewinnfrage im weltweiten ökonomischen Wettlauf unter einer wahnwitzigen Beschleunigungsideologie in den Vordergrund rückt, scheinbar unverrückbar.

In meiner Zeit geschah ein Zeitenbruch, in dem eine Langzeitperspektive nicht mitgedacht wurde. Das hat zur Folge, dass da, was wir für die Zukunft nicht voraussehen wollten, von Euch und von Euren Kindern ausgebadet werden muss.

Die Natur braucht uns nicht; aber wir brauchen sie. Aus solch einfacher und unabweisbarer Erkenntnis zu leben und praktische Schlüsse zu ziehen, steht Euch erneut bevor. Wir sind daran vorerst gescheitert. Die Ökonomie hat das Heft fest in den Händen.

Ich glaube, dass der Schöpfer der Welt diese Erde uns anvertraut hat. Und ich glaube auch, dass wir Menschen in der Lage sind, verantwortlich damit umzugehen. Doch unsere besonderen menschlichen Fähigkeiten sind zugleich zu unserer besonderen Gefährdung geworden.

Die Einsicht in das, was lebensverträglich ist, bleibt möglich. Aber sie kommt nicht von selbst. Und ich wünsche Euch dringend, dass rettende Einsicht nicht erst aus furchtbaren Leiden und Katastrophen erwächst. Ihr sollt nicht sagen müssen, es gab einen Zeitpunkt, von dem an Ihr sagen müsstet: »Von da an, war es zu spät, die Regenwälder zu retten, die die Lungen des Globus sind.«

Wir sprechen in unserer Zeit von »point of no return«. Dieser Begriff sollte zu unserer Zeit eine unsere Handlung umkehrende Wirkung haben. Er wurde aber leider zu einer wirkungs- und hoffnungslosen Drohung, die sich in Büchern erschöpfte, die zu Bestsellern wurden. Dies hat im letzten Grund damit zu tun, dass unsere Gier nach Leben unsere Neugier auf Leben dominiert, nicht etwa vorausschauende Verantwortung...

Vielleicht wird der wichtigste Satz für Euch ganz persönlich, aber auch für die Welt der zehn Milliarden Erdbewohner sein: »Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.« (Matthäus 16,16)

Dass alles Leben unverfügbar ist, muss als Gegen-Satz gelten, in einer Welt, in der wir Menschen uns alles verfügbar machen und uns alles jederzeit verfügbar halten wollen. Leben bleibt etwas Unverfügbar-Kostbares.

Die Menschen haben immer wieder auf Erlösung gehofft oder auf einen Erlöser gewartet. Jesus aus Nazareth, der Menschensohn, wird auch der »Erlöser« genannt.

Der Erlöser kommt von unten und will bei denen unten bleiben, für die unten da sein. Er setzt der Vergeltung die Vergebung, der gerechten Strafe die Versöhnung entgegen. Er fragt uns, woran wir unser Herz hängen, das ist unser Gott, Abgott oder Götze. Er durchschaut unsere Götzenanbeterei: Geld, Geltung und Macht. Urvertrauen setzt es gegen Urangst, unbefangene Zuversicht gegen unablässige Sorgen: Er widerspricht der Logik der Macht und der Mächtigen und zerbricht daran; aber Gott gibt ihm nicht auf und gibt ihm einen »Namen über alle Namen«. Während wir zu ihm aufsehen, sehen wir auch den, der »mitten unter uns« ist, den, der »für uns« da ist, ja, den Geschundenen für uns, der uns so erwärmende wie ermutigende Worte auf den Weg mitgibt: »Siehe, ich bin bei Euch, alle Tage, bis an der Welt Ende.«

Unseren menschlichen, allzu menschlichen Darstellungs-, Geltungs- und Überlegenheitsbedürfnissen widersprechend – ohne jeden Vorwurf, aber doch deutlich - sagt er schlicht: »Wer von Euch der Größte sein will, der sei Euer Diener.«

Wir sollten einander dienen, die einen zu »Knechten« der anderen w e r d e n, aber keinen zum Knecht m a c h e n. Selbst der Menschensohn ist nicht gekommen, um zu herrschen, sondern um zu dienen.

Letzte werden Erste, Geschnittene Gewürdigte, Ausgegrenzte Dazugehörige, Aussätzigere Gereinigte. Arme entdecken ihren Reichtum. Reiche ihre Armut. Teilen wird das Lösungs-, das Lösungswort. Kinder werden erhoben, ja zu Lehrmeistern einer erlösten Menschheit; er nennt das »das Reich Gottes«, das man nur empfangen kann wie ein Kind. Eine einfache Magd wird zur Gottesmutter, die heilige Maria. Ein an seiner Rechthaberei und Selbstüberschätzung zerbrechender Fischer wird zum »Fels« der Kirche, ein stotternder Epileptiker wird zum Herold der befreienden Botschaft für alle Völker. »Ein Beispiel habe ich Euch gegeben«, sagt er, nachdem er seinen Freunden die Füße gewaschen hat, dass »ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe«. Einfache Wahrheiten. Schlichte Sätze. Einleuchtende Beispiele. Für eine umwerfende Praxis, die jede Generation neu vor sich hat.

Manche Riefe bleiben anderen bewusst verborgen. Spät aufgefundene Briefe lösen eine Tragödie aus, die unnötig scheint, wie sie etwa Theodor Fontane in seinem Roman „Effi Briest“ beschreibt.

Im Briefkasten landen ganz unterschiedliche Briefe, die schon vor dem Öffnen sehr differierende Gefühle auslösen: Rechnungen, Mahnbriefe, Pfandbriefe, Drohbriefe, blaue Briefe, Petitionsbriefe, Bettel- und Bittbriefe, Dankbriefe, Geburts-, Hochzeits- und Todesanzeigen.

Briefe legen sehr persönlich Motive des Handelns offen. Denken wir nur an den Schriftverkehr zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire, zwischen Schiller und Goethe, Christa Wolf und Franz Fühmann. Wenn man es recht besieht, so ist unser Leben ohne Briefe überhaupt nicht denkbar; sie widerspiegeln die Vielfalt unserer Lebensbezüge in unseren verschiedenen Lebensphasen, geben Auskunft über Höhen und Tiefen unseres Lebens - Beschwerde- und Scheidebriefe einerseits, Versöhnungs- und Glückwunschbriefe andererseits.

„Variationen über die Post“ hatte Reiner Kunze in seinem Gedichtsbändchen „Brief mit blauem Siegel“ aufgenommen. Sie sagen viel mehr – verdichtet eben - über das Leben im „real existierenden Sozialismus“ als manch ellenlange Abhandlung.

Was wäre unser Leben ohne Briefe? Sie gehören zum Leben, gehören als öffentlicher *und* als privater Lebensraum zu dem, was wir - auffindbar mit einer Adresse und dem Postkasten in bequem erreichbarer Entfernung - unser ZUHAUSE nennen.

Die stille Postfrau, die mich mit Namen kennt, die meine Freude über die von ihr mir gebrachte Post so natürlich und heiter teilt, gehört zum Lebenselixier.

Was wird nur, wenn im Zuge der erfolgten Privatisierung von „der Post“ überall im Lande und auf dem Lande kaum noch etwas bleibt? Der erfolgreiche Sanierer Klaus Zumwinkel musste gehen, weil er seine erklecklichen Manager-Salärs illegal nach Liechtenstein verbracht hatte. Aber das einstige feine Ädersystem der Post ist längst verschwunden. Das öffentlich, jedermann überall erreichbare Kulturgut „Post“ hat ausgedient.

Täglich den Postkasten öffnen. Werbung, Zeitung, Rechnung, Mahnung, Einladung,.. Und ein Brief. Oder kein Brief heute, der uns meint, ganz persönlich...

Das gehört elementar zum Leben:

Einen Brief *schreiben*. Einen Brief *erwarten*. Einen Brief *bekommen*. Einen Brief *öffnen*. Und lesen, noch mal lesen. Einen Brief *aufheben*, ihn mit sich und in sich *tragen*. Einen Brief *beantworten*. Einen Brief *vorenthalten* oder *verstecken*, *verbrennen* oder *zerreißen*, *verbreiten* oder *verheimlichen*. Ihn ans Herz drücken. Ein Brief wie ein Stich ins Herz.

Ein Brief sein - „auf dem endlosen Wege zum Hause des Nachbarn.“

(Johannes Bobrowski). Welten tun sich auf, wo es um Briefe geht, die uns *erreichen* sollen – im Vielfachsinn dieses Wortes „erreichen“.

Der handgeschriebene, an einen einzelnen gerichtete, ganz einmalige Brief gehört zu den Kostbarkeiten unseres Lebens, wird Teil unserer Selbstvergewisserung, zumal in einer schnellebigen Massen-Reproduktionskultur.

Was ist das Geheimnis des – persönlich geschriebenen, nicht gemailten – Briefes? Dass er längere Wege geht und durch mehrere Hände geht, dass er ein unverwechselbares Gesicht hat, dass vom Absender angefasst, gefaltet, frankiert, eingesteckt wurde, gar mit der Hand geschrieben oder wenigstens mit Hand unterschrieben ist. Ein Brief hat und zeigt Seele. Wenn er ankommt, ist er das verschlossene, sodann geöffnete Geheimnis, das wir einander sind und im besten Falle auch bleiben: Ein schönes Geheimnis, das uns neugierig macht, das uns das Interesse aneinander nicht verlieren lässt.

Briefeschreiben ist Ausdruck unserer Kultur, unseres mitmenschlichen Reichtums, der Humanität.

Briefe teilen anderen etwas über den Absender mit. Sie erzählen von Erfahrungen und Erlebnissen, von Hoffnungen und Befürchtungen, von Träumen und Alpträumen. Sie berühren Intimes, auch Intimstes und werden somit ein Ausdruck von unbedingtem Vertrauen. Und sie können nüchtern, kalt und formal sein. Immer aber sagen sie etwas über die ferne oder nahe Beziehung zwischen Absender und Adressaten.

Der Charakter der Beziehung drückt sich in Form und Inhalt des Briefes aus. Briefe tragen während des Schreibens zur Selbstklärung bei. Sie enthalten gute Wünsche, Ermahnungen und Ermunterungen.

Sie können Konflikte klären helfen und gemeinsame Zukunft eröffnen. Oder sie besiegeln den Abbruch, werden bisweilen zu „Episteln“. (Dieser Ausdruck kommt daher, dass die Epistel-Lesungen in den Gottesdiensten meist als „Ermahnungen“ ankommen.)

Abgesehen von Behörden- oder Diplomatenbriefen haben sie immer etwas Persönliches, geradezu Konfessorisches. Sie verraten etwas über die Intensität der Beziehung, über Nähe oder Ferne zwischen Absender und Empfänger. Wir unterscheiden ganze Briefgattungen: Liebesbriefe, Bittbriefe, Versöhnungsbriefe, Brandbriefe, Geburtstagsbriefe, Drohbriefe, Mahnbriefe, Scheidungsbriefe, Einladungsbriefe, Bewerbungsbriefe, Ablassbriefe, anonyme, öffentliche, blaue, fiktive Briefe.

In unserer Kultur haben sie in allen Jahrhunderten auf öffentliches Leben und Denken gewirkt, selbst wenn sie zunächst an *einzelne* Personen in einer bestimmten Situation gerichtet waren. Bisweilen wurden sie schon mit der Absicht der Veröffentlichung geschrieben. Schriftsteller nutzen den Brief als literarisches Stilmittel. Ich denke an Franz Kafka und seinen „Brief an den Vater“, an den Briefessay der modernen Hermeneutik schlechthin, nämlich Hugo von Hofmannsthal's „Brief an Lord Chandos“, an Herders Briefe „Das Studium der Theologie betreffend“, an Walter Benjamins „Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen“, an die bewegenden Briefe Maxi Wanders an die tödlich verunglückte Tochter Kitty. Darin hat sie ihrer Trauer Sprache gegeben, mit der Toten ein

Gespräch über die endgültige Grenze hinweg geführt - und damit sich und anderen sehr geholfen.

Gerade die letzten Briefe Martin Luthers an seine Käthe enthalten seine ganze Theologie, sein - mit deftigem Humor gewürztes - unerschütterbares Gott-Vertrauen.

Wer fremde Briefe liest, ist bisweilen von deren Intimität erschüttert, wenn er damit in ein Geheimnis zwischen zwei Menschen eindringt; zugleich helfen gerade sie, etwas auszudrücken, was man selber empfindet, aber nicht auszudrücken wagte oder vermochte. Ist es nicht geradezu voyeuristisch, Briefe zu lesen, in denen die Menschen ihr Innerstes offenbaren, sich „das Letzte“ sagen? Wen erschüttern nicht die Briefe Heinrich von Kleist' an Marie von Kleist noch an dem Tage, an dem er sich - zusammen mit seiner Geliebten, Henriette Vogel - das Leben nahm? Zerrissenheit Kleist's zwischen Marie und Henriette, zugleich Verschränkung des sehr Politischen mit dem sehr Persönlichen.

Wie erhellend - was die Charaktere der beiden und ihr Verhältnis zueinander betrifft - sind die Briefe, die Goethe und Schiller gewechselt haben, in einem Orte lebend, doch nur drei Minuten Fußweg voneinander entfernt.

Wie stärkend, mir unvergesslich der Brief meines Freundes Christof, geschrieben im September 1967, als ich lange Zeit mit Darmkrebsverdacht lange im Krankenhaus lag.

Wie berührend die Briefe der Hilde Domin, nachdem ich ihr 1988 zum Tode ihres so geliebten Mannes nach Heidelberg geschrieben hatte. Sie hatte mich damals nicht gekannt und es entspann sich eine so freundschaftlich zugewandte Beziehung zwischen uns.

15 Leitzordner füllen die Briefe seit dem Herbst 1989, meist voll Vertrauen und mit viel zu großer Erwartung an mich gerichtet, einiges Böartige darunter, nachdem z.B. 1991 in der Zeitung gestanden hatte, ich hätte „Margot und Erich Honecker in mein Haus eingeladen“ oder nachdem ich am 9. November 1993 vor fortlaufender Stasihysterie gewarnt und mir „am liebsten ein großes Freudenfeuer“ mit den Mielke-Exkrementen gewünscht – nicht gefordert! - hatte, weil mir deren Erkenntniswert unter dem menschlichen Zerstörungswert lag. Die Machenschaften der STASI sollten nicht verschwiegen, verharmlost oder zugedeckt werden, aber der öffentliche Pranger – unterschiedslos für jeden sog. IM – vermieden werden. Die Briefflut schwoll 1999 nochmals an, als ich eine Amnestie vorschlug, gerade um mehr Offenheit zu erreichen. Wie gut tut es da, wenn da ein einziger verstehensbereiter oder unterstützender Brief geöffnet wird. Das aufgehobene Gedächtnis der Lebenszeit, das sind meine geschriebenen und erhaltenen Liebesbriefe, Briefe meiner geliebten Schwestern, konfliktreiche Briefe an meine Eltern, von meinen Eltern, Briefe voller

Vorwürfe von Menschen, denen ich weh getan habe, bös-anonyme und seel-sorgende Briefe - allesamt gehen sie keinen anderen etwas an.

Da stehen einfach drei ermunternde Sätze von Marion Gräfin Dönhoff, vier von Walter Jens, sehr dicht beschriebene Karten meines Bischofs Werner Krusche.

So erschüttert wie beglückt, so verstummend wie bewundernd lese ich Briefe meines Vaters nach meiner Geburt an meine Mutter von Mai 1944 an; sie sind zugleich Zeitzeugnisse.

Um ein Haar hätte ich meinen Vater nie kennenlernen können und hätte sodann auch keine so wunderbaren sechs Geschwister gehabt.)

Wer etwas über die DDR der 70er Jahre erfahren will, sollte nicht immerfort Akten lesen, sondern den Briefwechsel zwischen Christa Wolf und Franz Fühmann Seite für Seite, Datum für Datum studieren. Wie zwei literarische Antipoden einander gelten lassen können, erfahren wir im Briefwechsel zwischen Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. Wie aufregend und anregend ist es für die Gegenwart, jenen geistreichen Briefwechsel zwischen Friedrich II. und Voltaire, gar von Walter Jens und Lorient alias Vicco von Bülow gelesen, anzuhören.

„Du hast mich heimgesucht bei Nacht“ – so sind die Abschiedsbriefe von Verurteilten des 20. Juli 1944 überschrieben. In ihnen erfahren wir mehr über die Attentäter und ihre Motive, als der Volksgerichtshofpräsident Roland Freisler es je hat herauspressen können.

Auf das theologische Denken – insbesondere in der Verbindung zwischen persönlicher Existenz und Theologie – hat über ein halbes Jahrhundert lang eine Briefsammlung gewirkt: die Briefe aus dem Gefängnis an einen Freund, geschrieben von Dietrich Bonhoeffer an Eberhard Bethge. Sie wurden unter dem den Kern treffenden Titel „Widerstand und Ergebung“ herausgegeben. Authentizität bringt die Autorität. Das Persönliche wird das existentiell Übertragbare. Abstraktes bleibt immer blutleer.

Briefe sagen nicht nur etwas von Menschen; Briefe *sind* wie Menschen – einmalig. Jeder Mensch ist ein Brief. Jeder trägt eine Botschaft mit sich, eine einmalige. Es liegt in der Natur des Menschen, sich mitzuteilen, einem anderen etwas mitzuteilen, vor allem aber etwas von sich, wenn nicht gar sich selber.

Die Handschrift ist der Daumenabdruck des Geistes.

Wird es noch *einmalige* Briefe geben im Zeitalter von E-Mails, wo nicht einmal mehr eine eigene Unterschrift möglich ist?

Man stelle sich nur einen gemailten Brief als Beileidsbezeugung nach dem Verlust eines geliebten Menschen vor!

Wer kennt sie nicht, jene „toten Tage“, an denen der Briefkasten zwar voll von Dienstpost sein mag, aber darunter kein einziger persönlicher Gruß!

Und wie kann andererseits ein Tag zu einem Glückstag werden, wenn darunter ein Brief ist, der uns ganz persönlich meint.

Die vorgefertigten Weihnachtsserienbriefe – so gut sie gemeint sind – landen zu Recht ungelesen im Papierkorb.

Briefe sind heiligen Schriften vergleichbar - eben wie ein wunderbar gelüftetes Geheimnis zwischen Menschen, zwischen denen dennoch ein Geheimnis bleibt.

Dass das Postgeheimnis nach Artikel 10 unseres Grundgesetzes unverletzlich sein soll, hat etwas mit der Verletzlichkeit der Briefe und mit der unantastbaren Würde des Menschen zu tun. Jenes Recht auf Privatheit muss unantastbar bleiben.

Ein Brief öffnet, nachdem wir ihn geöffnet haben. Wir haben ein Recht darauf, dass ihn Unbefugte nicht aufbrechen oder geheim seinen Inhalt, sein persönliches Geheimnis lüften.

Reiner Kunze schrieb in der DDR ‚Variationen über die Post‘

Wenn die post
hinters fenster fährt
blühn die eisblumen
gelb

Wer regelmäßig einen persönlichen Brief bekommt, der ist ein regelmäßig beschenkter Mensch.

Er wird überrascht und bestärkt, befragt und getröstet, lernt verstehen und fühlt sich verstanden, lernt sein Selbstbild zu justieren und Beziehungen zu klären, sie notfalls mit einem Abschiedsbrief abubrechen.

Jedenfalls: die handgeschriebene Antwort auf einen Brief konstituiert eine geglückte oder auch eine beglückende Beziehung.

Arm, wer brieflos leben muss –

reich, wer wieder und wieder eines Briefes gewürdigt wird.

Einen Brief schreiben.

Einen Brief erwarten.

Einen Brief bekommen.

Eine Kostbarkeit in einem Umschlag für 55 Cent! Hüten wir diesen einzigartigen Schatz. Er macht uns ganz von innen reich und lässt uns bei uns – und beim anderen! – ankommen.

In einem Brief kommen wir bei uns an, kommen wir bei einem anderen an, werden wir unseres Da-Seins auf unvergleichliche Weise gewahr.